Zeitschrift: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine

Herausgeber: Schweizerischer Burgenverein

Band: 37 (1964)

Heft: 4

Artikel: Die Burg im Laufe der Zeit

Autor: H.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Burg im Laufe der Zeit

Die Burg, ursprünglich als wirtschaftliches Zentrum, als militärischer Stützpunkt und als Verwaltungszentrum einzelner herrschender Familien gedacht, hat im Laufe der Jahrhunderte nicht nur formal und sachlich, sondern auch ideell starke Wandlungen erfahren.

Die alte Holzburg der Stammesfürsten und ihrer Unterführer, zu berücksichtigen sind in diesem Zusammenhang die großräumigen, nicht permanent bewohnten Volksburgen, nahm im 10. Jahrhundert eine festere, solidere Form an. Wesentliche Teile der Wehranlage erstanden in Stein. Hauptbollwerk war bei den neuen Anlagen unserer Gegend der Bergfried. Anstelle von Holz verwendete man von da ab Stein. Die Mauern waren in den neuesten Fällen noch nicht überdimensioniert gebaut; 1,2–1,8 Meter waren die Norm. Anstelle der Palisadenreihen wurden Ringmauern, also Steinkonstruktionen, aufgeführt. Die übrigen Bauten, Gesindehäuser, Ställe, Werkstätten usw., besaßen höchstens Steinfundamente, oft nicht einmal gemörtelte. Darüber erhoben sich die Holzbauten.

Wie die früh- und allenfalls hochmittelalterlichen Holzbauten ausgesehen haben, wissen wir kaum. Bekannt sind uns eigentlich nur die Motten, von denen einige Exemplare auf dem Teppich von Bayeux aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts noch zu sehen sind. In der Schweiz ist außer in Zunzgen BL noch keine Motte ausgegraben worden, und auch diese hat lange nicht in allen Teilen genügend Aufschluß über die Bauweise vermittelt. Dies kann nur zum Teil erstaunen. Motten waren eher im flachen Gelände angelegt worden. In unserer Hügellandschaft, wo man bereits genügend Überhöhung für Wehranlagen besaß und diese noch durch einfache Halsgräben wesentlich verstärken konnte, war man nicht darauf angewiesen, durch künstliche Hügel die Wehrhaftigkeit zu erhöhen.

Jedoch auch von der bei uns normalen Burg aus dem 8.–10. Jahrhundert vermögen wir uns kein richtiges Bild zu machen. Die Grundlagen fehlen fast vollständig. Mag der Grund darin liegen, daß eventuell durch Kontinuität der Besiedlung am selben Ort diese hochmittelalterlichen Bauten einfach unter den jüngeren liegen bzw. beim Bau der jüngeren Anlagen bis zur Unkenntlichkeit zerstört wurden. Diese Überlegung drängt sich insofern auf, als wir immer wieder an Plätzen modernster Wehrbauten beim Fundamentaushub auf mittelalterliche, römische und prähistorische Fragmente stoßen. Interessant ist lediglich die Feststellung, daß uns praktisch immer die frühromanischen Kleinfunde fehlen. Dies gilt insbesondere für die Keramik.

Reicher fließt das gegenständliche Quellenmaterial im Hochmittelalter. Auch die schriftliche Quelle beginnt an Bedeutung zu gewinnen. Die bildlichen Unterlagen werden zahlreicher.

Stellt sich die Frage, warum eigentlich immer mehr in Stein gebaut wurde. Die wiederholte Zerstörung der Holzbauten durch Feuer kann nicht die alleinige Begründung darstellen. Die Kunst der Mörtelaufbereitung, welche bei den Römern hochentwickelt gewesen, beim Einfall der Germanen aber in Abgang gekommen war, muß in unseren Landesgegenden erneut Einzug gehalten haben. Von Norden kam diese verlorengegangene Kunst nicht. Sie muß von Süden her durch und über die Alpen getragen worden sein; von Süden her, wo die römische Tradition alle Germanenstürme überdauert hatte. Es scheint, als ob die Rhone den frühesten Vermittlerweg im Westen, der Brenner und die alten Bündner Pässe jenen im Osten gespielt hätten. An diesen großen Süd-Nord-Achsen finden wir das früheste Vordringen des im Süden gepflegten Steinbaus nach Norden. Nicht nur die Burgen waren davon betroffen. Demnach kann nicht das Wehrhafte allein maßgebend gewesen sein. Wohl sprach die größere Widerstandsfähigkeit des Steinbaues gegenüber dem Holzwerk ein gewichtiges Wort, aber sie stellte nur einen Faktor in der gesamten Entwicklung dar. Die Städte, welche langsam durch ihre wirtschaftliche Erstarkung eine gewichtige Rolle zu spielen begannen, waren im selben Maß am Geschehen beteiligt. Spielte auch hier das Schutzproblem eine große Rolle, so war dies bei den überall im Lande gegründeten Klöstern nicht oder kaum der Fall. Und dennoch waren die Kirchen, die Zentren der Klöster, doch sehr früh in Stein ausgeführt. Es scheint sogar so, daß die ganze Baukunst von den Sakralbauten her außerordentlich befruchtend auf die Wehrbauten gewirkt hat. Denken wir etwa an die reine Steinbearbeitung zähringerscher Burgen und vergleichen damit die Bauweise der großen Orden der nämlichen Zeit.

In der Zeit zwischen 1250 und 1300 war denn auch diese Entwicklung vom Holz- zum Steinbau bei den Wehranlagen im wesentlichen abgeschlossen. In den Städten dauerte diese Phase noch etwas länger, denn noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts treffen wir Ratsverordnungen, welche vorschreiben, daß nun alle Bürgerhäuser in Stein aufzuführen und mit Ziegeln zu decken seien, um die Brandgefahr zu mindern.

Während rund 300 Jahren hatte der mittelalterliche Wehrbau keine fundamentale, konstruktive Änderung erfahren. Dies betrifft also just die Zeitspanne der völligen Umwandlung vom Holz- zum Steinbau. Hohe, verhältnismäßig dünne Mauern wurden errichtet, um den gegnerischen Ansturm abzuwehren. Je höher die Mauer war, desto weiter konnten die Abwehrwaffen wirken. Baunormen, wie wir sie beim Sakralbau kennen, gab es beim Burgbau nur in beschränktem Maße. Maßgebend war das Gelände. Ihm wurde die Wehranlage baulich angepaßt.

Hatte man ursprünglich nur auf reine Abwehr gebaut und damit alle Unannehmlichkeiten der Enge und des Unbequemen in Kauf genommen, so änderte dies um die Mitte des 13. Jahrhunderts insofern, als beispielsweise der enge Bergfried für Dauerbewohnung kaum mehr zu genügen vermochte und man zusätzlich noch den Palas, das eigentliche größere und bequemere Wohngebäude, zu bauen begann. Oft wurde er direkt an den Bergfried angelehnt, manchmal aber auch von diesem getrennt, längs der Ringmauer aufgeführt oder als ein Teil der Ringmauer überhaupt errichtet. Der Bergfried verwaiste damit um einiges, blieb aber immer noch letzter Zufluchtsort bei höchster Gefahr.

Der entscheidende Anstoß für eine neue Bauweise kam aber von der neuen Angriffswaffe, der Pulverwaffe her. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hielt sie Einzug in unserem Land. Ihr waren die alten Burgmauern nicht gewachsen. In wenigen Tagen, oft in wenigen Stunden war mit den Steinkugeln eine Bresche geschossen. Die Verteidiger fühlten sich in keiner Weise mehr sicher genug. Auch das Hinterstellen zweiter Mauern genügte nicht. Die Konstruktion an und für sich vermochte nicht genügend Widerstand zu leisten. Man mußte neue Wege grundlegen-

der Art suchen. Eine der ersten Erkenntnisse lag darin, daß die Geschosse, wenn immer möglich, nicht rechtwinklig auf die Mauer auftreffen durften. Deshalb ging man seit dem 15. Jahrhundert immer mehr dazu über, Rundtürme, Rundbatterien zu bauen. Der Impuls hiezu kam eindeutig aus Italien, wo wir bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts solche Rundwerke finden. Sie wurden zudem außerordentlich stark gebaut. Einerseits diente dies zur Verstärkung der Abwehr, andererseits aber auch zur Vegrößerung des eigenen Raumes, damit man auf den breiten Mauern eigene Verteidigungsgeschütze aufzustellen vermochte.

Noch etwas änderte sich grundlegend, nämlich die Höhe der Mauern. War ursprünglich die Mauerhöhe bestimmend für die Schußweite von Pfeil, Armbrustbolzen und Schleuderstein, so suchte man seit der Zeit um 1500 die Mauern möglichst niedrig zu halten, um die Angriffsfläche ebenfalls zu reduzieren.

Wie geschah diese Wandlung nun an den bereits existierenden Burgen? Drei Entwicklungsrichtungen machten sich bemerkbar. In den meisten Fällen bot der Burgbezirk, dort, wo sich die Anlage auf einem Berggrat oder -sporn befand, für solche Vergrößerung und Verstärkung keinen Raum. Dann blieb nichts anderes übrig, als daß man den alten Stammsitz verließ, ihn zerfallen ließ und an einem anderen, in der Nähe gelegenen Ort, meist in der Niederung, eine neue, nach modernen Prinzipien konstruierte Anlage aufbaute. Diese Fälle sind zahlreich.

Oder man verstärkte direkt, so gut als möglich, die auf dem Berg liegende Wehrbaute, errichtete aber am tieferliegenden Hang einen zweiten, oft einen dritten Festungsgürtel.

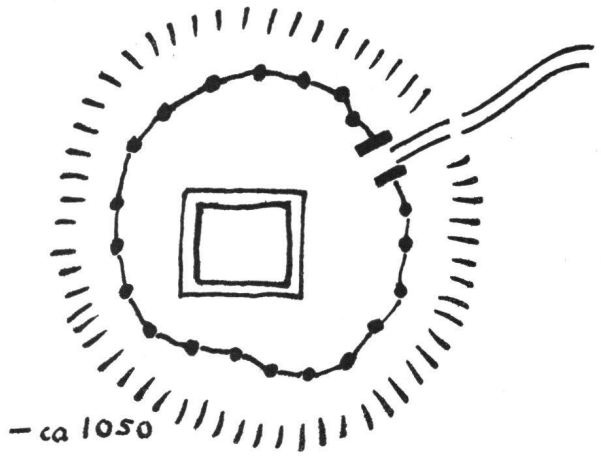
Die dritte Möglichkeit kam am ehesten bei Tieflandburgen, wo genügend Platz vorhanden war, in Frage, nämlich der direkte Ausbau mit der neuen, runden Bastionsart.

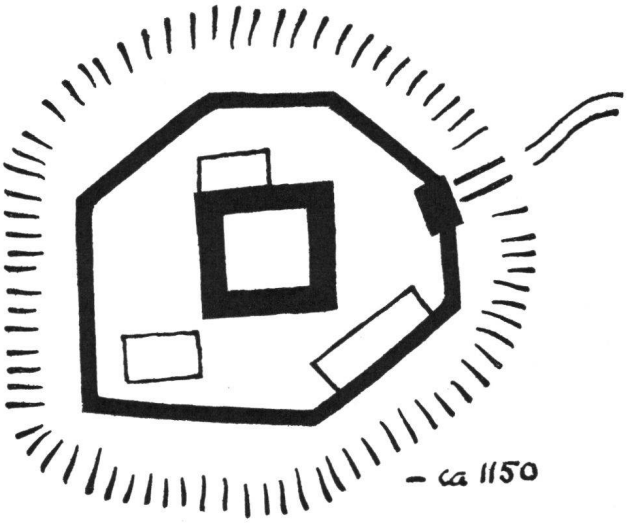
Burgen, bei denen wesentliche Verteidigungselemente abgerissen und nach neuer Konzeption aufgebaut wurden, sind seltener. Meist lohnte sich der Aufwand nicht, oder der Platz, wie schon erwähnt, stand nicht zur Verfügung.

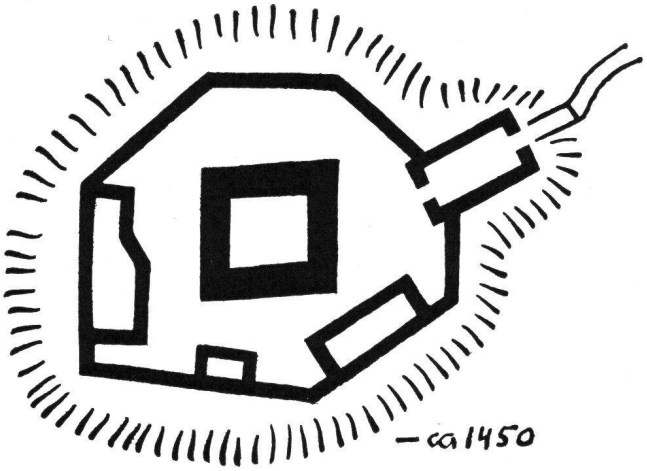
Parallel zu diesem Geschehen lief aber das Burgensterben allgemein. Der Adel hatte seine große Rolle ausgespielt. Der Bürger, der Großkaufmann, der Handwerker war ihm zum entscheidenden Konkurrenten erwachsen. Wirtschaftlich vermochte der Adelige den Wettlauf mit dem Bürger nicht zu bestehen. Auch militärisch und kulturell hatte er seine Position weitgehend verloren. Anstelle der ständigen Reiterheere traten die zahlenmäßig weit stärkeren Infanterieheere. Hier handelte es sich teils um Volksaufgebote, teils um Söldnerheere. Kulturell nahmen die Städte, ihrer finanziellen Stärke wegen, einen gewaltigen Aufschwung. Ebenso gab es territorialmäßig eine enorme Verschiebung. Aus der gebietlosen Stadt bildete sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts der immer größer werdende Stadtstaat heran. Die Gebietserweiterungen geschahen weitgehend auf Kosten des Adels. Somit gerieten auch die Burgen in die Botmäßigkeit der Städte. Wiederum wurden sie als Verwaltungszentren benützt, blieben aber nicht Familienbesitz, sondern der Verwalter wechselte normalerweise nach einigen Jahren. – Andere, kleinere Burgen wiederum gingen in die Hand Bürgerlicher oder Bauern über, bildeten das Zentrum kleiner Gerichtsherrschaften und verloren dabei vollständig ihren Wehrcharakter. Die Großzahl jedoch zerfiel langsam.

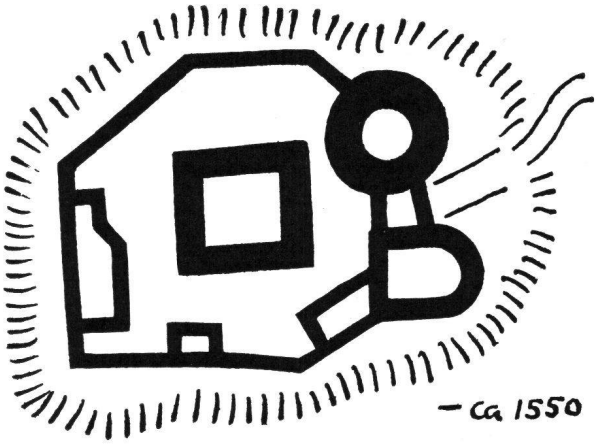
Der Festungsbau erfuhr aber namentlich im 17. Jahrhundert nochmals eine ganz große Blütezeit. Italiener, Franzosen und Niederländer entwikkelten einen neuartigen Wehrbau. Hervorragende Festungsbaumeister, Vauban war nur einer unter vielen, suchten noch einmal mit aller Phantasie und Klugheit dem Pulvergeschütz ein ebenbürtiges Verteidigungswerk entgegenzustellen. Diese sternförmigen Schanzen mit Courtinen, Ravelines, Bastionen und Kasematten waren Bauten gewaltigen Ausmaßes. Sie dienten aber nicht dem Schutz einer einzelnen Sippe, sondern waren Gemeinschaftsanlagen. Mit Burgen im eigentlichen Sinne hatten sie nichts mehr zu tun. Nur Städte und große Plätze wurden auf diese Weise geschützt. In der Schweiz kennen wir denn auch die großen Befestigungsanlagen des 17. Jahrhunderts unserer Städte. An mittelalterlichen Burgen sind diese Veränderungen selten. Gewisse Ansätze lassen sich am Stein zu Baden erkennen. Das vorgesehene Bauprogramm wurde jedoch nicht vollendet. Im übrigen war der Stein zu dieser Zeit nicht mehr der Sitz einer Familie, sondern Zentrum einer Gemeinen Herrschaft.

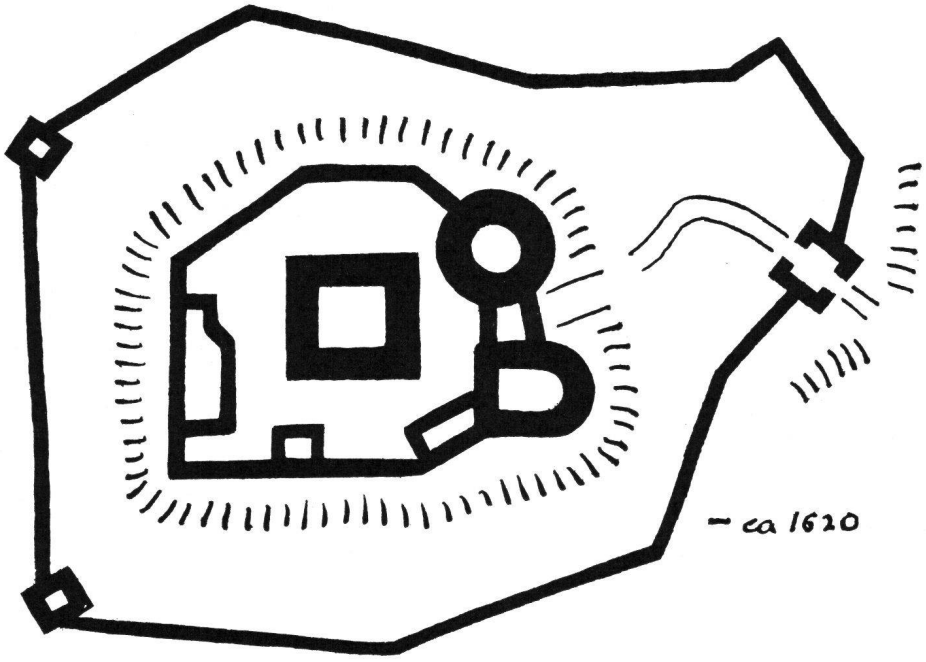
Was wir seit dem späten 16. Jahrhundert noch neu erstehen sehen, waren keine Burgen im eigentlichen Sinne mehr. Vielmehr handelte es sich um herrschaftliche Wohnsitze inmitten eines Grundbesitzes. Selten waren diese Schlösser von alteingesessenem Adel be-

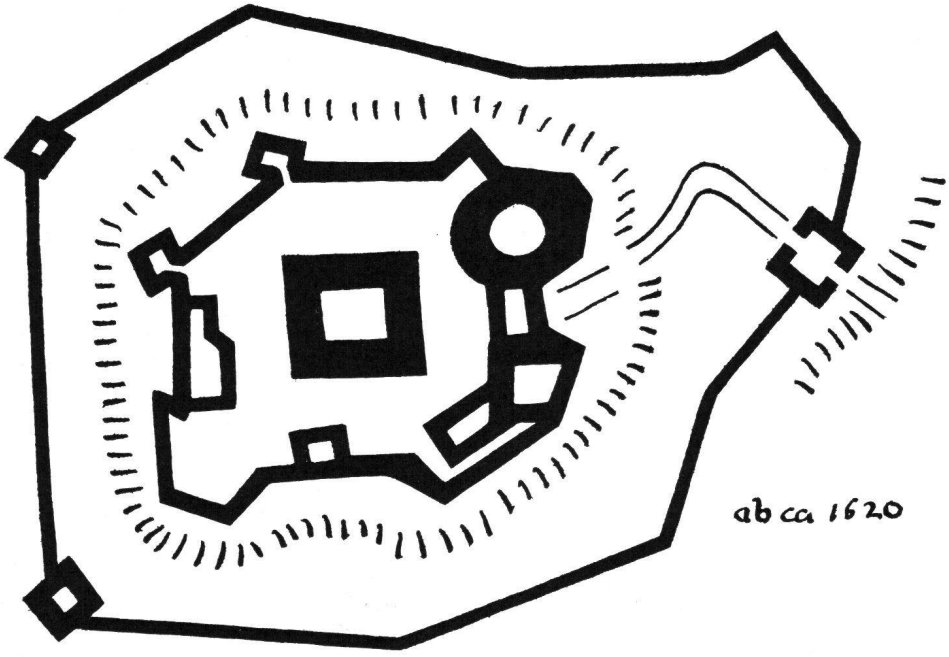





– ca 1450


– ca 1550


– ca 1620


ab ca 1620

wohnt. Ein neuer Stand hatte sich herangebildet, der Dienstadel. Seine Aufgabe war rein militärischer Art. Von Staates wegen besaß er während seiner militärischen Amtszeit im Ausland keine Funktion als Gebietsverwalter.

Mit der Aufhebung der fremden Dienste in der Mitte des 19. Jahrhunderts verlor auch diese Gesellschaftsschicht ihre Position im Ausland. Ihre Landsitze im Inland blieben bestehen und bilden heute ein herrliches Kulturdokument. Viele Bauten befinden sich noch im Besitz der alten Familien. Ebensoviele haben den Eigentümer gewechselt.

Gegen die eigentlichen Burgen setzte im 19. Jahrhundert, im Anschluß an die Ideen der Französischen Revolution, ein wahrer Rachefeldzug ein. Was sich im Zeitalter der Gründung der Eidgenossenschaft unter dem Namen «Burgenbruch» angebahnt hatte, erfuhr im letzten Jahrhundert seine sträfliche Wiederholung. Eine barbarische Zerstörungswut nahm überhand. Ganze Anlagen wurden geschleift, dienten als Steinbruch. Noch am Ende des Jahrhunderts konnten in unserem Land größte Anlagen zu Schleuderpreisen auf Abbruch aufgekauft werden.

Erst mit dem Erwachen des Gedankens der Denkmalpflege erkannte man in den Burgen die noch sichtbaren Zeugen einer vergangenen Kultur. Anfangsschwierigkeiten blieben unvermeidlich. Romantische Spielerei, falsch verstandene Ideen nahmen überhand. Die Baukastenburg erstand vielerorts. Die archäologische Untersuchungsmethode stand noch in den Anfängen. Genaue Bauabfolgen konnten kaum herausgearbeitet werden, und auch die Konservierungsmethoden waren noch stark im argen.

Heute hat sich dies grundlegend geändert. Durch die Wohlhabenheit vieler Leute ist der Sinn und die Liebe zu den mittelalterlichen Burgen stark gehoben worden. Burgen sind heute gesucht. Sie dienen gerne als Weekendsitz und werden zum Teil unter großen finanziellen Opfern sachgemäß restauriert. Aber auch die öffentliche Hand ist nicht untätig.

Gelder fließen für Restaurierung und archäologische Untersuchungen, und die Wissenschaft hat speziell auf dem Gebiet der Burgenforschung erhebliche Fortschritte erzielt. Da die schriftlichen Quellen über Burgenbau spärlich fließen, ist die archäologische Sparte die einzig aufschlußreiche und erfolgversprechende Möglichkeit. So haben die Burgen als Teil der historischen Fakten nicht nur kulturhistorisch und wehrgeschichtlich eine Bedeutung erhalten, welche aus der gesamten mittelalterlichen Geschichtsforschung nicht mehr wegzudenken ist.

Wenn also in heutiger Zeit die Burg als Repräsentationsbau der öffentlichen Hand oder des Privaten an Wichtigkeit gewonnen hat, so ist die nötige Vorsicht bei Restaurationen, welche in diesem Fall unumgänglich sind, anzuwenden.

Was einst als Verwaltungs- und Bewirtschaftungszentrum und gleichzeitig als wehrhaftes Ganzes seine Aufgabe erfüllen mußte, besitzt heute nach einem Wandel während Jahrhunderten dokumentarische und historisch-wissenschaftliche Bedeutung. Zugleich bilden die Burgen heute aber auch Schmuck der Landschaft, ganz gleichgültig, ob Ruine oder erhaltener Bau. Was jetzt sich geschmeidig in die Landschaft einpaßt, war früher wohl eher ein Fremdkörper, vor allem wenn man bedenkt, daß im Hochmittelalter die meisten Burghügel zur Erhöhung der Abwehrbereitschaft völlig kahl geschlagen und oft noch vom Humus entblößt waren. *H. Sr.*

Schloß Thun: Die Zähringerstädte

(Dokumente zum Städtebau des Hochmittelalters aus 15 Städten Süddeutschlands und der Schweiz. 12. Juni bis 18. Oktober 1964, täglich 9–18 Uhr. Illustrierter Katalog Fr. 4.–.)

Im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen «700 Jahre Thuner Handveste» beherbergt die besterhaltene Zähringerburg eine neuartige, die verschiedensten Kreise von Historikern, Architekten und Freunde der Geschichte interessierende Dokumentationsausstellung, welche trotz beschränktem Raum der Lenzburger Rittertum-Schau von 1960 an Bedeutung gleichkommt: Dr. P. Hofer, nunmehr Professor für Geschichte des Städtebaus und allgemeine Denkmalpflege an der ETH, läßt in Verbindung mit einem schweizerisch-deutschen Arbeitsausschuß zum erstenmal die Gruppe zähringischer Städte auf schweizerischem *und* süddeutschem Boden zusammengefaßt schaubar werden. Die methodische Notwendigkeit einer solchen gesamthaften Betrachtung hatte Prof. Hofer bereits in «Stadt als Forschungsaufgabe» (Hans Boesch/Paul Hofer, Flugbild der Schweizer Stadt, 1963, S. 110 und Anm. 36) unterstrichen und zugleich den heute vorliegenden Zähringer Katalog – wiederum schon äußerlich der Lenzburger Rittertum-Dokumentation von Dr. H. Dürst vergleichbar – angekündigt: Offenburg, Freiburg i. Br., Villingen, Rheinfelden, Rottweil, Freiburg i. Ue., Neuenburg a. Rh., Zürich, Burgdorf, Murten, Bern, Thun, Breisach, Kirchheim unter Teck, Kenzingen demonstrieren in modernen Katasterplänen, alten Planaufnahmen, Modellen, Veduten, Luftbildern, Photos, Faksimiles, Siegeln, Bodenfunden die Vision zähringischer Gründungsstädte wie unter zähringischem Einfluß entstandener Stadtanlagen. Den Mitgliedern des Burgenvereins sei der Besuch der Ausstellung und das Studium des Kataloges eindringlich empfohlen, sollen doch die städtebaulichen Schöpfungen der Zähringer mit im beziehungsreichen Rahmen ihrer bedeutenden Burgenbauten Thun, Bern-Nydegg, Moudon, Breisach gesehen werden. Dem wissenschaftlich interessierten Besucher stehen zur Vertiefung des gleichsam experimentell gedachten Ausstellungsgutes weitere, nicht gezeigte Stadtpläne und Spezialaufnahmen auf Wunsch geordnet zur Verfügung. *Andres Moser*

Von der Ruine Ober-Rinach

Im Luzerner Seetal, in der Gemeinde Herlisberg ob dem Baldeggersee, liegen auf einem durch Bacherosion entstandenen Molassesporn die Ruinen der während des Sempacherkrieges schon im Januar 1386 von den Eidgenossen zerstörten Burg Ober-Rinach. Erbaut wurde sie um 1200 von einem Zweige des angesehenen Edlengeschlechtes von Rinach, dessen Stammsitz nach neueren Forschungen wahrscheinlich die ebenfalls im Sempacherkrieg zerstörte «hintere Rinach» bei Mullwil in der Gemeinde Rickenbach war, von der heute nur noch spärliche Reste zu sehen sind. Die Turmruine der dritten Burg im Kanton Aargau, die der Gemeinde Burg den Namen gegeben hat, wurde leider 1872 wegen des Baus des Schulhauses vollständig abgetragen. Nach der Zerstörung